

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG · FOLGE 11 · BERLIN, 25. MAI 1943

Auf Wacht am Nordwall

Aufnahme von Unteroffizier Kirsche

DAS MUSS IST HART, ABER BEIM MUSS ALLEIN KANN DER MENSCH ZEIGEN,
WIE'S INWENDIG MIT IHM STEHT. WILLKÜRLICH LEBEN KANN JEDER. GOETHE

HF

Die daheim bleiben mußten

Werden sich Front und Heimat nach dem Kriege verstehen?

Lieber Freund! Du schreibst: „Ihr da draußen seid über alles Philistertum erhaben. Eure Freude, Euer Leid, Euer neues Leben, wir werden es kaum mehr verstehen. Ihr wart jenseits der Grenzen. Kündet nun vom ‚Draußen‘, vom ‚Unten‘ und ‚Oben‘, vom Chaos und von der bändigenden Kraft, vom Teuflischen und vom Göttlichen und fühlt Euch für uns beauftragt!“

Du deutest richtig. Die Wandlung ist tief. Wir werden mit strengeren, unbestechlichen Augen heimkehren und mancherlei fordern müssen. Die Heimat wird sich auch vor den Heimkehrern bewähren müssen. Aber es ist nun auch nicht so, daß wir Soldaten der Front nach dem Siege gleichsam als pathetische Bannerträger einer neuen Ordnung in die Heimatgaue einmarschieren werden. Denn einmal ist diese neue Ordnung ja schon Wirklichkeit, sie gibt uns die Spannkraft, wirkt in uns und befähigt uns zu diesem Kampf um das neue Jahrtausend. Und zum anderen: es geschieht ja hier draußen in den deutschen Soldaten nicht nur eine Wandlung, es vollzieht sich auch eine Bewährung dessen, was sie im Tiefsten sind.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie das angeborene und anerzogene Menschliche, der Charakter und seine Lebensideale, trotz stärkster Eindrücke und Erschütterungen durch den Krieg unverwüstlich sich erhält, wie ein geborener Philister auch in der Umwelt der Front auf eine oft groteske, weil widerspruchsvolle Weise Philister bleibt, wie ein Träumer auch in der hellen Wachheit des Einsatzes und der nackten Wirklichkeit der Gefährdung seine Träume hütet und noch aus der unerbittlichen Wirklichkeit der Front die Kraft zu neuen Träumen saugt.

Gewiß, es weitet sich das innere und äußere Blickfeld eines jeden hier draußen, dem einen mehr, dem anderen weniger, je nach Veranlagung und Willenskraft. Ein Stück kommt hier jeder mit sich selber weiter. Aber diese Wandlung, diese Speicherung neuer Einsichten, Aussichten und Willenskräfte, so gewaltig sie im ganzen sein wird, sie wird doch für die Heimat nicht so augenscheinlich sein, nicht so offen fordernd zutage treten, wie Du und alle jene daheim, die den Krieg bewußt als Forderung an sich selbst erleben, vielleicht mit einer gewissen, wenn auch uneingestandenen Beklommenheit erwarten. Das Unverwüstliche, das Beharrliche im Menschen ist zugleich seine Stärke im Fronteinsatz. Es macht ihm das Aushalten möglich, indem es immer wieder die alten, ewig jungen Wünsche und Hoffnungen für ein späteres Leben des Friedens nährt.

Du fragst weiter: „Der Mensch als ‚Ebenbild Gottes‘, der Nächste, die Eltern, die Frau, die Geliebte, der Freund — sind sie Euch nah, sind sie Euch fern?“

Die Antwort ist leicht und schwer. Denn einmal ist es so, daß man immer wieder staunend erkennt, wie leicht man verzichten kann, wie man sich immer wieder neu auf noch Härteres ein- und umstellen kann, und wie man weiterlebt und glaubt und hofft, ohne daß die Heimat auch räumlich wieder einmal nahe gewesen wäre und neue Kraftströme in den alten Strom des Lebensglaubens hätte fließen lassen. So überrascht man sich dabei, daß man — gebannt und eingespannt in die schonungslose Gegenwart der Front — mehr, als man je geglaubt hätte, ganz in dieser Front, in diesem Krieg, ganz „Krieger“ sein, ganz hier sein kann. Und zum anderen muß man entdecken, daß man — je länger dieser Krieg dauert und je länger die Trennung von der Heimat währt — um so fester in diese Heimat hineinwächst.

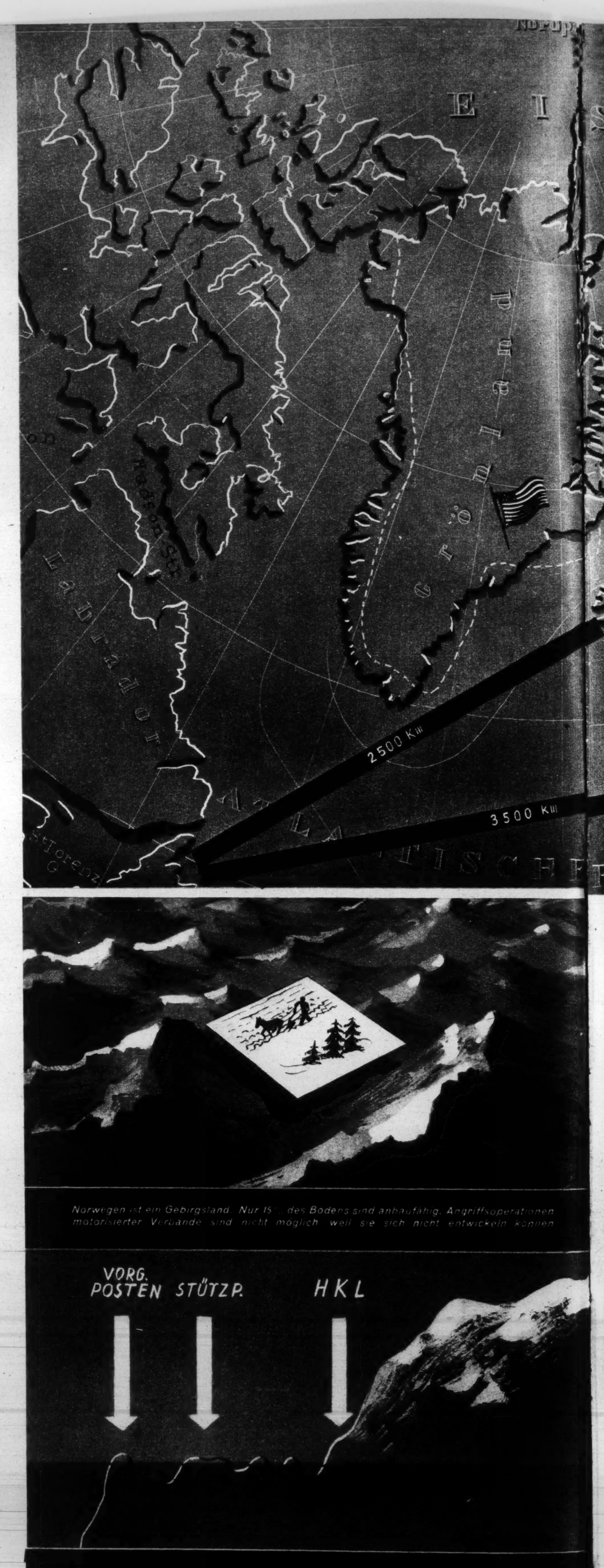
Altes und neues Leben, alte und neue Haltung, man kann sie nicht trennen. Sie sind zu lebendigem Werden verflochten und entziehen sich jeder formalen Einordnung. Was hier im Osten, im Staub und Sonnenglast der Sommerfeldzüge, in den grausamen Abwehrkämpfen der großen Winterschlachten in Millionen deutscher Soldaten vorging und noch heute vor sich geht, das läßt sich nicht in gängige Worte und Begriffe fassen. Nur die Richtung dieser geheimen brodelnden Wandlung und Reife kann man erkennen. Und diese Wandlung wird gewiß, wenn Du willst, einen neuen Menschen ergeben. Aber dieser neue Mensch, dieser neue Deutsche wird — aufs ganze gesehen — kein ganz anderer Mensch sein als der in der Heimat. Denn dieser Krieg ist ja nur die letzte Steigerung und Bewährung einer Haltung, zu der das deutsche Volk schon vor dem Kriege hinlebte.

Ich meine daher, Ihr Treuen, Ehrlichen daheim, die Ihr uns schon heute gerecht werden wollt, Ihr dürft beruhigt sein! Front und Heimat werden sich nach diesem Kriege besser verstehen als je nach einem der früheren Kriege. Der Führer ist die Gewähr dafür, denn er ist unser aller, in uns eingedrungenes und uns verbindendes Leben. Wohl werden wir Soldaten hier draußen, wenn wir einmal heimkehren dürfen, wissender und härter, schweigsamer und bestimmter sein als mancher Daheimgebliebene. Wir werden wohl auch dem und jenem daheim erschreckend folgerichtig, offenherzig und kompromißlos erscheinen, und wir werden — dessen bin ich gewiß — erbarmungslos auf das Wesentliche blicken und den Schein, in welcher Tracht er auch immer auftreten mag, bis aufs Messer bekämpfen, aber diese Haltung wird — das glauben auch wir und das macht uns stark — kein Wesensunterschied zu Eurer Haltung sein, vielmehr nur eine Stufe, die wir Euch voraus sind und zu der die Heimat hinaufwachsen muß und wird.

Darum sei unbesorgt, mein Freund! Wer so fragt wie Du, ist schon auf dem Weg zu uns. Und daß wir den Weg zu Euch finden werden, das bedarf keiner Frage. Denn wo Ihr steht und auf Eure Weise kämpft, da sind wir im Herzen noch immer zu Hause, und alles, was wir Euch voraushaben, wird uns nicht überheblich oder unduldsam machen, denn wir haben gelernt, hinter die Dinge zu sehen, den Schein gering zu achten, Geduld zu üben und auch dann noch verstehend zu lächeln, wenn uns das fröhliche Lachen schon lange verging. Darum fürchte Du nicht, Du selbstquälerischer Wahrheitssucher, die kleinen Mißverständnisse und Erregungen des Augenblicks, die Begegnungen und Reibungen unserer verschiedenen Erlebniswelten. Sie werden gewiß nicht ausbleiben, aber sie werden nur der notwendige Wellenschlag sein, unter dem die großen Ströme Heimat und Front zusammenfließen müssen und der sich glätten wird zum neuen, klaren Spiegel zukünftigen deutschen Lebens.

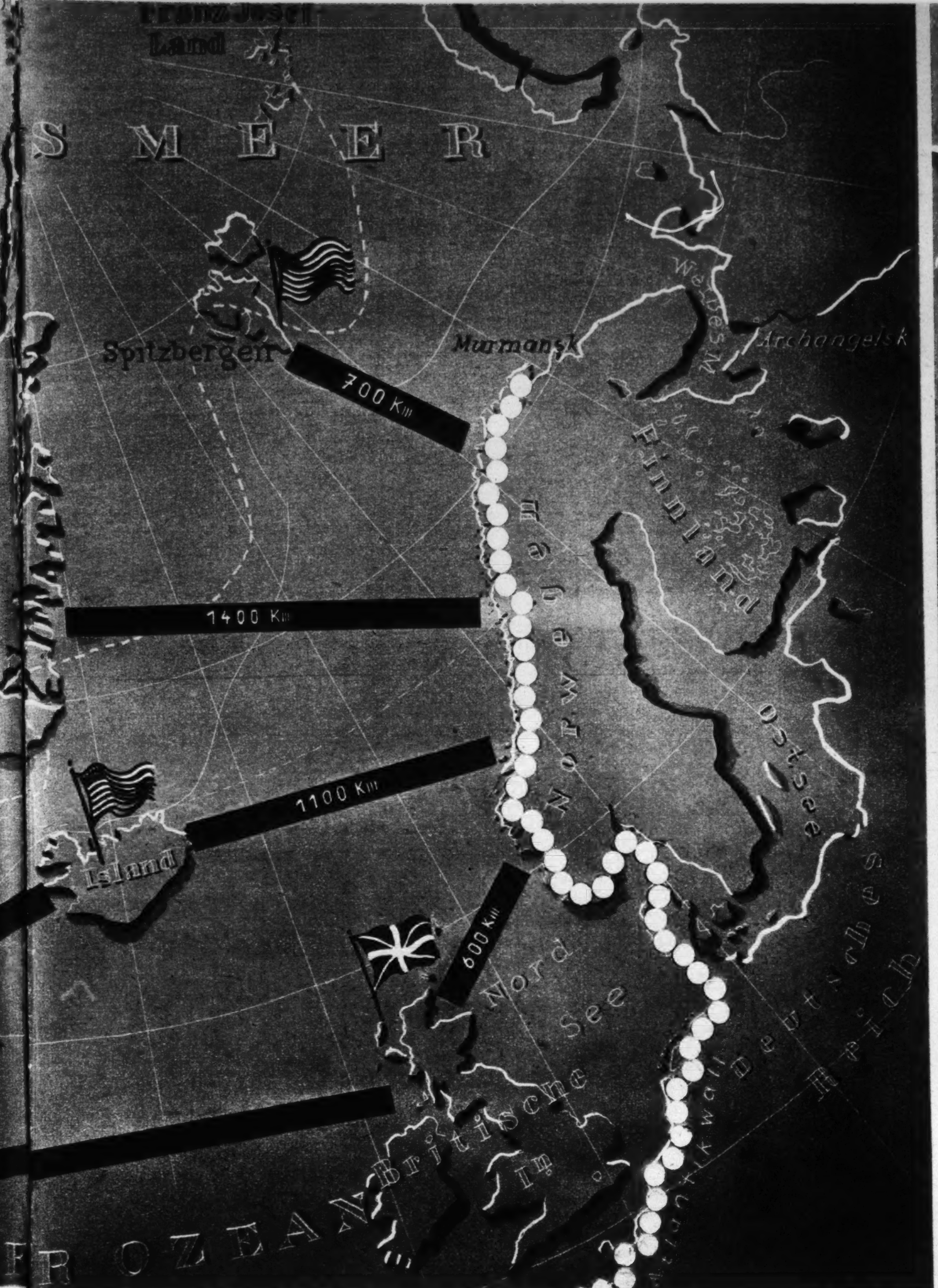
Uns ist manches leichter gemacht als Euch. Uns zwingt der Einsatz mit der Wucht seiner Forderungen und der Erbarmungslosigkeit seiner Eindrücke die Wandlung auf, so daß sich ihr keiner entziehen kann, er sei denn gänzlich träge und fühllos. Ihr müßt, mehr als wir, aus Euch heraus um Euer schöpferisches Ungenügen kämpfen. Aber wir Soldaten der Front zweifeln nicht daran, daß Ihr uns, wenn die große Heimkehr beginnt, auf halbem Wege entgegenkommen und die Hand reichen werdet.

Gottfried Lochmann



Norwegen ist ein Gebirgsland. Nur 15 % des Bodens sind anbaufähig. Angriffsoperationen motorisierter Verbände sind nicht möglich, weil sie sich nicht entwickeln können

Die HKL und ihr natürliches Verteidigungssystem. Der eigentlichen Hauptkampflinie, die an der Küste verläuft, sind kilometerweit in das Meer hineinragende Schären vorgelagert, die als Stützpunkte und vorgeschobene Posten gut ausgenutzt sind





Norwegens Küstenausdehnung, um jeden Fjord, jede Schare und Bucht herum gemessen, beträgt 20000 km. Die Lange entspricht dem halben Erdumfang. Die Hauptkampflinie der „Festung Norwegen" hingegen stellt, die Struktur der Küste geschickt ausnutzend, die kürzeste Verbindung des Kustenstreifens dar.

Zeichnungen: Obergefreiter Erich Haase

DER NORDWALL

SONDERBERICHT FÜR „UNSER HEER" VON LEUTNANT HARALD GLOTH

Der Sturm hat gegen Morgen nachgelassen. Aus grauem Himmel bricht ein violetter Frühschein. Der Posten geht auf und ab. Er sieht, daß eben drin in der Wachstube die Petroleumlampe verlöscht ist. Seine Nagelschuhe schlurren über Felsgeröll. Immer den gleichen Weg. Siebzig Meter hin, siebzig Meter zurück. Die Sonne will durchkommen. Auf halbem Hang liegt noch der Schnee in kleinen weißen Inseln hier oben an der norwegischen Polarküste. In Deutschland aber blüht schon der Flieder.

Die See wirft weiße Schaumköpfe bis tief in den Fjord. In den Spanischen Reitern, die sich dicht unter der Küste an dem Minenfeld entlangziehen, singt trübsinnig der Wind. Der Posten blickt auf das Meer hinaus. Nichts als das graue Wasser. Und darüber der graue Himmel, nur der violette Schein wird etwas kräftiger. Die See rollt heran, unaufhörlich, eintönig, geht am Horizont unmerklich in den Himmel über.

Es soll Leute geben, denkt der Soldat, die stehen zwei Stunden Posten. — Und geht und macht kehrt. — Er aber steht schon drei Jahre. Drei Jahre sind eine lange Zeit. Zwei Stunden ist schon kein Vergnügen, was sind denn aber erst drei Jahre... Drei Jahre Posten schieben — eine bittere Angelegenheit für einen Soldaten. Wenn man wenigstens einmal schießen könnte! Hat dieses ewige Wachehalten denn überhaupt einen Sinn? Werden uns die Engländer einmal den Gefallen tun und hier an der Küste mal etwas unternehmen? Vor drei Jahren wurden sie ins Wasser geworfen, bei Namsos, bei Andalsnes, bei Narvik und wo sonst noch. Ob sie es noch einmal riskieren wollen? Jetzt, wo diese Front eisern steht, eingekrallt in das Land von Oslo bis Kirkenes, hinter Stacheldraht und Minenfeldern, in Bunkern und Felsstellungen, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, vom MG 42 bis zum schwersten Geschütz, hinter Beton- und Stahlwerken lauernd, hinter Tankfallen, Straßensperren und meisterhaft angelegten Feldstellungen?

Mögen sie kommen! Ja, wenn sie doch kämen!

Die See rollt grau heran. Hoch aufgebäumt zerflattern die Wogen im Anprall an der steilen Felsenwand. Die See ist das Vorfeld, die weite deckungslose See, auf der sich jeder Besucher bereits lange vor der Landung ankündigt. Über die See muß der Feind kommen, sie ist Tag und Nacht überwacht von den scharfen und geübten Späheraugen unserer Aufklärer, weit über „die Insel" hinaus, bis Grönland, Island, Jan Mayen und Spitzbergen. Belauert von unseren unermüdlichen Vorpostenbooten, deren Flottillen das ihnen zugewiesene Seegebiet bei Wind und Wetter in rastloser Fahrt abpatrouillieren, scharf und schlaflos wie Wachhunde. Gesichert von den größeren und großen Einheiten unserer Kriegsmarine, von ausgedehnten Minenfeldern, deren Vorhandensein allein schon sich als drohender Riegel vor die eigentliche Festung schiebt.

Denn eine einzige riesige Festung ist diese norwegische Flankenstellung gegen jeden Einfallsversuch der Alliierten geworden. Sie ist in der gesamten langgestreckten Küste mit einem System kampfkräftiger Stellungen und Stützpunkte gesichert, das bereits heute mit stolzer Berechtigung die Bezeichnung „Nordwall Europas" tragen kann. An den strategischen Brennpunkten und wichtigsten Hafenorten konzentriert sich selbstverständlich eine besonders starke Abwehr- und Feuerkraft, die jeden Landungsversuch des Feindes von vornherein zum Scheitern verurteilt. Befestigungsräume wie Bergen, Drontheim, Bodö, Narvik und Tromsö, um nur einige zu nennen, wirken fast unheimlich in ihrer stein- und stahlgeballten Abwehrkraft.

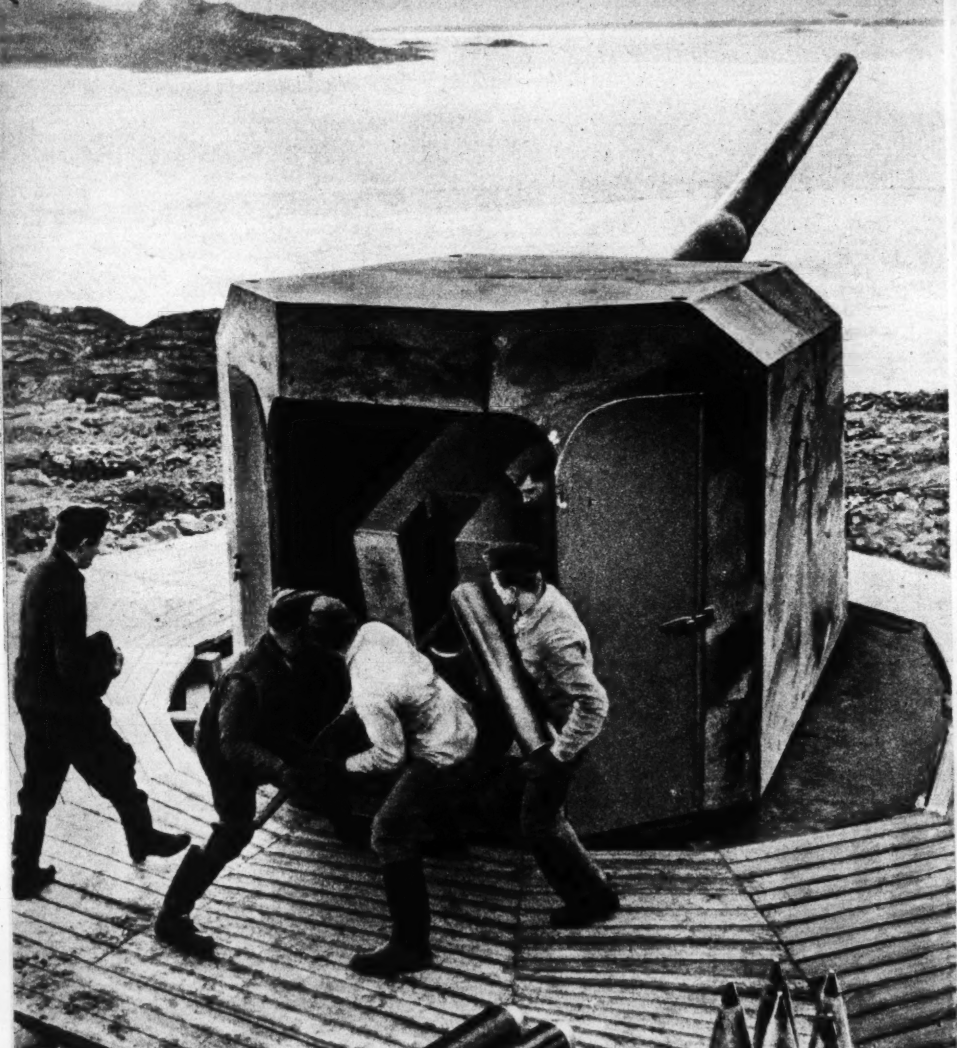
Die Küste ist die Hauptkampflinie. In ihr fängt sich der Angriff des Feindes. Aus ihr wird er im Gegenstoß ins Meer geworfen. Denn bei der gewaltigen Ausdehnung der norwegischen Küste kann man mit dem ruhigsten Gewissen der Welt von vornherein damit rechnen, daß einem einfallenden Gegner irgendwo die vorübergehende Landung gelingen wird. Kräftige motorisierte Stoßreserven werden ihn jedoch sich seines vermeintlichen Erfolges nicht lange erfreuen lassen. Nur wer Norwegen aus eigener Anschauung kennt, kann sich die richtige Vorstellung von diesem ausgesprochenen Küstenland machen. Eine verwirrende Gliederung und Vielgestaltigkeit der Küste läßt kaum irgendwo mit Sicherheit erkennen, ob man sich auf dem Festland oder gerade auf einer der vielen tausend Inseln befindet. Die Fjorde, schmale Meeres-



buchten, mit ihren mannigfachen Verästelungen und Verzweigungen, ihren Seiten- und Nebenarmen, zerschneiden die Ufer in unzählige tiefe, unübersichtliche Landzungen, denen mehr als 150 000 Inseln, Schären und Riffe wie eine Schale willkürlich verschütteter Perlen vorgelagert sind. Besitzt das Land selbst eine Längenausdehnung von 1800 Kilometer, so weist seine Küste eine Länge von 3400 Kilometer auf, während die tatsächliche Küstenausdehnung, um jeden Fjord, jede Insel und Bucht herum gemessen, sogar 20 000 Kilometer beträgt, was der Hälfte des Erdumfanges entspricht.

Welch ungeheure Arbeit liegt in der Befestigung einer solchen HKL beschlossen! Hier haben Festungspionierstäbe, Männer der Organisation Todt, Gesteinsbohrkompanien und die Truppe selbst in drei Jahren wahrhaft Unvorstellbares geleistet. Denn ebenso, wie die zerklüftete Landschaft mit ihrem vorwiegend felsigen Charakter dem Verteidiger durch die Gewährung natürlichen Schutzes entgegenkommt, stemmt sie sich auch gegen seine Bemühungen, vorhandene Naturstellungen durch künstliche, technische Eingriffe zu verbessern und dem Soldaten nutzbar zu machen.

Das ist geschehen und geschieht noch. Angefangen bei den Drahthindernissen dicht unter der Küste, den Minenfeldern und MG-Ständen, über Tobrukbunker, betonierte Geschützstellungen, Felshohlbauten für Mannschaften, Munition und riesige Verpflegungsvorräte, fest eingebaute Torpedobatterien, Tanksperren, Flakstände und Scheinwerferstellungen bis zu schweren Panzerwerken ist alles vertreten, was moderne Befestigungskunst an Verteidigungsanlagen ersonnen hat, um jeden gegnerischen Versuch, einen Einfall in die Festung zu wagen, mit zusammengefaßter Feuerkraft zu vernichten. Man darf sich die norwegische Abwehrfront nun beileibe nicht als eine starre, mechanisch ausgebaute Befestigungslinie vorstellen, sie ist eine elastische Kette von Stützpunkten, deren Glieder jedes einzeln die federnde Kraft besitzt, den Gegner zurückzuwerfen, im Zusammenwirken aller Teile aber bei sorgsam überdachter Anlage der Feuerpläne und überschneidender Wirkung der Stellungen erst zu voller Kraftentfaltung kommt. Um die Einheitlichkeit der Befehlsgebung zu gewährleisten, sind deshalb auch stets mehrere, organisch zueinander gehörende Stützpunkte zu einem Territorialabschnitt zusammengefaßt, dessen Befehlshaber im Fall einer feindlichen Landung sofort Einheiten aller drei Wehrmachtteile unterstehen.



Als Auge und Gehirn einer schweren Batterie der Heeres-Küstenartillerie findet sich dieser tief in den Stein gesprengte Leitstand auf beherrschendem Felsvorsprung einer ganz kleinen Schäre

Drohend ragt das enttarnte Rohr in den nördlichen Himmel, bereit, nach festgelegtem Feuerplan im Verein mit den Schwesterwaffen jeden Einfallsversuch des Gegners zurückzuschlagen.

Unter dem sicheren Schutz der Küstenartillerie und den Einheiten unserer Kriegsmarine laufen Tag und Nacht die Transporter mit Mannschaften und Material bis in den höchsten Norden.

Aufnahmen: Uffz. Kirsche

Bei dem Ausbau der infanteristischen Kampfanlagen und Küstenartilleriestellungen sind bereits die letzten Erfahrungen aus dem Osten verwertet worden. Denn unaufhörlich wird an der Verbesserung der Verteidigungsanlagen und der Erstellung neuer, schwerer Stellungen, die vor allem dem besseren Schutz des einzelnen Kämpfers dienen sollen, weitergearbeitet. Weithin rollen die Schläge der Sprengungen, die neue unterirdische Kampfstände, Stollen und Unterkunftsräume für die Mannschaften aus dem Felsen brechen, durch die schweigende, in ihrer kargen Stille großartige Landschaft.

Unsichtbar für den Feind, oft nicht für das eigene Auge erkennbar, zieht sich die gewaltige norwegische Abwehrfront, über und unter der Erde, geschützt im Luftraum, bewacht im Vorfeld zur See, vom Süden des Landes bis in den höchsten Norden Europas wie ein gewappneter, stets zum Kampf bereiter Igel über den skandinavischen Raum. Tief in das Landesinnere reicht die befestigte Zone, und für den Ernstfall stehen genügend taktische und strategische Reserven bereit, um jedem mit noch so starken Kräften unternommenen Einfallsversuch des Gegners entgegenzutreten. Schnell bewegliche Verbände, motorisierte Infanterie und Panzerregimenter mit ihrer starken Feuerkraft und Kampfwagenregimenter warten rückwärts gestaffelt mit ihren Kameraden von der HKL auf den Einsatz. Denn der Mensch erst, der deutsche Soldat, verleiht den Waffen und Werken mit ihrer vollkommenen technischen Beherrschung, seinem Kampfeswillen und seiner Einsatzbereitschaft die lebendige Abwehrkraft, die den vorausgesetzten Willen des Feindes, eines Tages ganze Arbeit zu machen, auch mit ganzer Kraft zerschlagen wird. —

Der Posten geht seinen Streifen. Er sieht zur Baracke hinüber. Bald muß die Ablösung antreten. Der violette Schein am Himmel hat sich rot gefärbt und wird immer größer. Aus dem Felsunterstand neben der Baracke löst sich die Gestalt eines Kameraden. Ein neuer Mann ist dran. Siebzig Meter hin, siebzig Meter zurück. Die Maschinenpistole auf der Schulter.

Das Glas richtet sich auf die hohe See. Dort hinter der grauen Kimm liegt England. Wenn doch mal einer kommen wollte! Dann würde das dreijährige Postenstehen seine Krönung erfahren! Man könnte mal schießen oder sonst etwas tun, was das Leben glänzend macht.



8 JAHRGÄNGE

im Spiegel des totalen Krieges

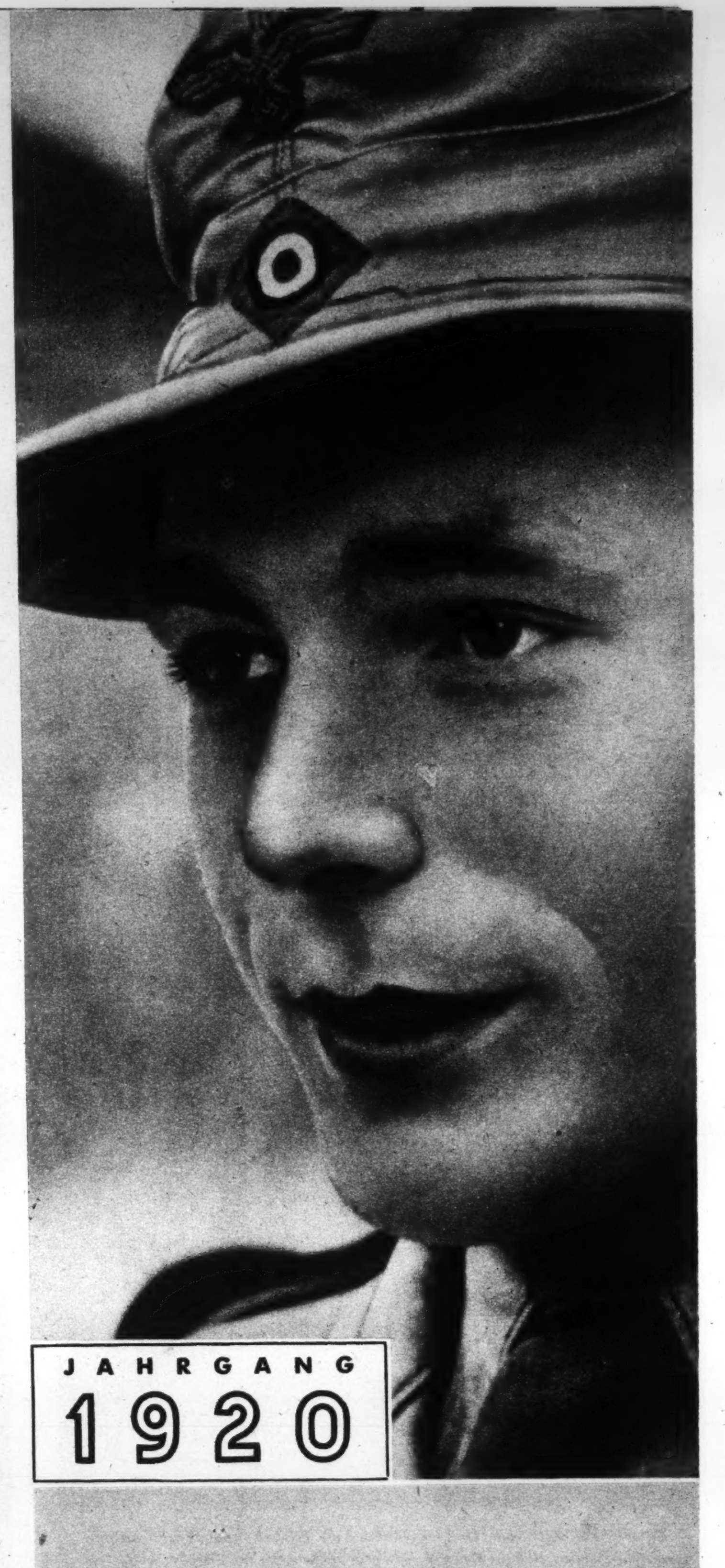
Ein Schriftleiter und ein Bildberichter trafen diese Männer auf den großen Bahnhöfen Berlins. Es waren keine besonderen Menschen, sollten es auch gar nicht sein. Wenn sie unter den Hunderten und Tausenden eine Auswahl trafen, dann nur die nach dem Alter, um so die verschiedensten Jahrgänge der letzten sechs Jahrzehnte einmal gegenüberzustellen. Es zeigte sich, daß nicht nur ein jeder von diesen Männern sein persönliches Schicksal hatte, sondern daß in diesem Schicksal sich auch — mehr oder weniger deutlich — eine Spanne des großen Zeitgeschehens widerspiegelte. Das Große spiegelt sich im Kleinen, und mehr noch: es lenkt das Kleine in bestimmte Bahnen, gibt ihm Auftrieb oder Niedergang. Jeder ist mit dem Schicksal seines Volkes unlösbar verbunden, einerlei, ob dieses seinem Jahrgang nun eine besonders große Last aufbürdet oder ob es ihm goldene Pforten baut. Je härter die Arbeit, je schärfer der Kampf, um so größer das völkische Verdienst, das die Generation, die dieses Schicksal durchsteht, für sich in Anspruch nehmen kann. Vor diese unausweichliche Bewährungsprobe hat der jetzige Krieg eine Generation, die sechs und mehr Jahrzehnte umfaßt, gestellt. So verschieden die Lebensabläufe der von uns herausgegriffenen Jahrgänge sein mögen, ehe sie in diesen großen Feuerofen des Krieges einmünden, so zeigen diese Männer doch alle die gleiche entschlossene Haltung, die kein Müdewerden vor dem Siege kennt. Bei unserer Betrachtung haben wir der Jahreszahl des jeweiligen Geburtsjahrganges ein paar politische Daten mitgegeben, die dieses Jahr charakterisieren sollen. Darüber hinaus glaubten wir auch noch in derselben Art das Jahr hinzufügen zu müssen, in dem diese Jahrgänge jeweils in ihr 14. Lebensjahr eintraten und damit begannen, an ihrem und ihrer Altersgenossen Schicksal aktiven Anteil zu nehmen.

JAHRGANG 1927

Der Kommunismus erkennt, was für ihn die NSDAP. bedeutet und nimmt seine Zuflucht zur brutalen Gewalt. Die Massennot steigt. Riesenaussperrungen in der Großindustrie, Zusammenbruch vieler uralter Bauernhöfe, Verarmung des Mittelstandes. — 14 Jahre später, 1941: Balkanfeldzug April/Mai. 22. Juni: Beginn des Kampfes gegen den Bolschewismus. 8. Dezember: Eintritt der Vereinigten Staaten und Japans in den Krieg.



Als Horst F. im Jahre 1927 geboren wurde, war sein Vater arbeitslos. Der Junge wuchs darum mit seinen Geschwistern im Hause der Großeltern auf. „Ich erinnere mich noch genau", so erzählt der heute 16jährige, „daß ich als Dreikäsehoch mit den anderen Kindern SA. und Kommune spielte. Selbstverständlich bezog die Kommune dabei jedesmal kräftige Keile. Mein ältester Bruder war damals schon in der HJ., er war es auch, der dafür sorgte, daß wir am 30. Januar 1933 als erste in unserer Straße mit einer Hakenkreuzfahne flaggten. An diesem Tage war auch mein Vater bei uns und meinte, bald könnte er uns sicher wieder in eine eigene Behausung holen. Und tatsächlich, es dauerte nicht mehr lange." — Horst, der neue Typ des angehenden Abiturienten, in der einen Hand das Schulbuch, in der anderen das Gewehr — seine ganze Klasse ist zur Luftwaffenhilfe eingezogen —, beschäftigt sich nun intensiv mit dem komplizierten Schießverfahren der Flak und den vielen geheimnisvollen Apparaturen. Wenn nun ein Bombenangriff kommt, sitzt er nicht mehr im Keller, sondern ist aktiv dabei, wenn es gilt, den Angreifern einen heißen Empfang zu bereiten.



JAHRGANG 1920

10. Januar: Inkrafttreten des Versailler Diktats. Alliierten verlangen Auslieferung der deutschen „Kriegsverbrecher". 24. Februar: Erste Massenversammlung der „Deutschen Arbeiterpartei", Verkündung des Parteiprogramms. — 14 Jahre später, 1934: 20. Januar: Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. 30. Januar: Gesetz über den Neubau des Reiches. 2. August: Tod des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Am 30. Januar 1933 stand der jetzt 23jährige Gefreite H. G., Soldat im Afrikakorps, der damals schon Anschluß an die Hitler-Jugend gefunden hatte, mit seinem Vater auf dem Wilhelmplatz und wohnte dem historischen nächtlichen Vorbeimarsch der Braunen Bataillone bei. — „Ich war damals noch jung, aber ich sah schon ein, es mußte irgend etwas geschehen. Einer war des anderen Feind. Und dann die furchtbare Erwerbslosigkeit. Auch mein Vater hatte keine Arbeit." — Er erzählt dann mit Freuden von seinen Wanderungen mit dem Fahrrad an die Ostsee, von den Zeltlagern in den Dünen. Von Bastelarbeiten. „Ich hätte mir damals schon gern ein kleines Flugzeug mit Motorantrieb gebaut, Motor etwa mit $1\frac{1}{2}$ ccm Hubraum, aber es blieb dann nur beim Gummiseil. Technik hat mich immer interessiert. Ich wollte zuerst Büchsenmacher werden, fand aber keine Lehrstelle und wurde dann Mechaniker. Schreib- und Buchungsmaschinen habe ich im Zentrum Berlins schon genügend repariert. 1939 wurde ich Flaksoldat. Kam dann nach Polen zur Besatzung. Nach dem Frankreich-Feldzug war ich beim Kanalschutz, dann ging's nach Norwegen und dann als Panzerfahrer und -schütze nach Afrika. Ich denke immer noch daran, wie wir damals die Franzosen mit unseren verhältnismäßig leichten Waffen überrannten. Sie hatten sich stur auf die schwerbefestigte Maginotlinie verlassen. Unsere Waffen sind heute bedeutend besser und stärker geworden. Die Kriegsjahre haben auf diesem Gebiet eine Entwicklung gebracht, wie das sonst nur in Jahrzehnten der Fall ist. Ich habe nur die Volksschule besucht. Ich möchte weiter, möchte Ingenieur werden. In der Freizeit, die mir draußen bleibt, büffle ich mit einem Kameraden Mathematik. Norwegen gefiel mir ausgezeichnet. Aber das Merkwürdige ist, Afrika gefällt mir noch besser. Je heißer die Sonne, desto lieber ist es mir."

JAHRGANG 1916

Der Hungerkrieg, den England gegen das deutsche Volk führt, macht die Ernährungsfrage immer schwieriger. Schlechter Ausfall der Kartoffelernte, „Kohlrübenwinter". Grippe und Schwindsucht fordern große Opfer. — 14 Jahre später, 1930: 23. Februar Horst Wessel †. 17. Mai Inkrafttreten des Young-Planes: Verpflichtung zu Tributzahlungen auf 59 Jahre. Nationalsozialistische Regierung in Thüringen.



Der Obergefreite L. M., Richtkanonier eines Sturmgeschützes, wurde im Jahre 1916 geboren. Als er vierzehn Jahre alt war, bestimmte ihn sein Vater zum Schneiderhandwerk. Aber das lag ihm wenig. Er hatte nur immer eine große Sehnsucht — die Seefahrt. Wenn die Kohlenkähne im Hafen bei Dortmund anlegten, dann wurde er nicht müde, sie sich stundenlang anzusehen und sich mit den Schiffern zu unterhalten. Eines Tages hatte er Pech. Sein Rad, mit dem er zu seinem Meister fuhr, zerbrach. Den Weg zu Fuß zu machen hatte er keine Lust, und so ging er an Bord eines Schiffes auf und davon. Sein Vater hatte ihm im stillen den Segen dazugegeben. Er fuhr nun zwei Jahre als Schiffsjunge, drei Jahre als Matrose auf der Elbe, Weser, Ems und den Kanälen Kohle und Getreide. Dann Arbeitsdienst, Wehrmacht. Im Frankreich-Feldzug ist er bei den ersten Sturmgeschützen, die an der Maas vorgehen. Der Richtkanonier mit dem EK I ist sehr verschlossen und redet nur wenig: „Beim Vorgehen war es mal sehr brenzlich. Wir fuhren sozusagen in die sowjetische Pak hinein, die sehr gut verdeckt stand und uns plötzlich auf kürzeste Entfernung beschoß. Ich war damals Ladekanonier, sprang hinaus und erledigte eine Pakbesatzung mit der Maschinenpistole. Aber da war ein Infanterist, der war noch viel tüchtiger. Wir hatten uns kurz vor Anbruch der Dunkelheit mit einem schweren Sowjetpanzer herumgeschlagen, ihn aber nicht zur Strecke bringen können. Der Infanterist kletterte einfach auf den Panzer und schob eine Handgranate in das Panzerrohr. Die Handgranate krepierte im Innern, und die Panzerbesatzung war kampfunfähig. — Wir haben mit unseren Sturmgeschützen schon manche Schramme abbekommen. Ernsthaftes ist uns noch nicht passiert. Es ging mir wie in der Schifffahrt. Ich habe dort mehrere Zusammenstöße erlebt, aber nicht jedes Leck bringt einen Kahn zum Sinken."



JAHRGANG 1908

Vollendung der Einkreisung Deutschlands durch die Triple-Entente. Durch Deutschlands entschiedene Haltung bleibt in der ersten Balkankrise der Friede erhalten. — 14 Jahre später, 1922: Die französische Regierung kündigt die Besetzung des Ruhrgebietes an. Beim „Deutschen Tag" in Koburg ringen SA.-Männer aus München und Umgebung zum ersten Male den roten Terror einer ganzen Stadt nieder. 31. Dezember: 1 Dollar = 7350 Mark.

Als Württemberger stellt sich der Obergefreite E. H. vor. 1908 geboren, war er sechs Jahre, als der erste Weltkrieg ausbrach. „Mein Vater kam nur einmal vom Feld auf Urlaub zu Weihnachten. Ich weiß es noch ganz genau. Und dann habe ich ihn nicht mehr gesehen, er fiel. — Es war eine schwere Zeit. Brot war knapp und schlecht, besonders hart war der Kohlrübenwinter. Meine Mutter, die den Ernährer spielen mußte, ging auf ein Heeresbekleidungsamt und nähte Säcke. Wir Buben halfen ihr Geld verdienen. Ich habe als kleiner Junge schon während des Weltkrieges Zeitungen ausgetragen und auch schon damals einen Fliegerangriff auf Stuttgart mitgemacht. Mein Vater war Maurer. Ich wurde Stukkateur, mußte aber den Beruf wechseln, als die Zeit der Krise kam, und war froh, mit allen möglichen Arbeiten mein Leben zu fristen. Nach 1933 ging es mir wieder gut in meinem alten Beruf. Vor sechs Jahren habe ich geheiratet, habe mir einen netten Hausstand aufgebaut und bin jetzt seit vier Jahren Soldat." Der Obergefreite spricht dann von seinen Kriegserlebnissen: „Als Panzerjäger war ich in Dänemark, Frankreich, auf dem Balkan und stehe jetzt seit zwei Jahren mi Osten. Dreimal bin ich verwundet worden. Einmal durch Granatsplitter, einmal durch Minensplitter und dann wiederum durch Granatsplitter in einem Transportflugzeug. Aber es ging immer noch gut und wird auch weiter gut gehen." Unbeirrbar schaut dieser Soldat in die Zukunft. „Es war im Winter schwer, aber die Bolschewisten werden es nicht schaffen. Und nach dem Kriege möchte ich Meister sein, ein eigenes Geschäft haben, und ich werde schon sicherlich mal Urlaub bekommen, die Meisterprüfung noch als Soldat zu machen. Und dann wird gearbeitet, wenn der Krieg zu Ende ist — darauf freue ich mich jetzt schon."

JAHRGANG 1903

Erster Motorflug der Menschheitsgeschichte. Die Gebrüder Wright fliegen am 17. Dezember in 12 Sekunden 53 Meter, Höhe 3 Meter. In England Flotten- und Invasionspanik. Deutschfeindliche Hetze. — 14 Jahre später, 1917: 1. Februar Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges. 6. April Kriegserklärung der USA. Wachsende innere Zersetzung, Streikbewegungen in Berlin, Leipzig und anderen Städten.

Der Gefreite F. R. kommt aus dem Abschnitt vor Leningrad. Er ist bepackt wie ein Maulesel, lehnt aber die Hilfe beim Tragen liebenswürdig ab. „Sie glauben ja nicht, was ein Landser alles schleppen kann!" — In einem Dorf bei Halle geboren, war er zwölf Jahre, als der erste Weltkrieg ausbrach, und kam 1917 als Schlosserlehrling in eine Maschinenfabrik. Arbeitszeit von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Anmarschweg zur Fabrik acht Kilometer. „Am Anfang machte ich den Weg hin und zurück noch mit dem Rad, aber es war im ersten Weltkriege schlechter als heute. Es gab keine Pneus mehr, nur noch Drahtbereifung. Das gab dauernd Pannen. Und dazu war mir ja mein Rad zu schade. Ich lief dann jeden Tag zu Fuß. — Nach dem Zusammenbruch war ich als Schlossergeselle in einer Lokomotivfabrik. Sie brannte ab. Ich wurde zum ersten Male arbeitslos. Dann in einer Turbinenfabrik bis zur großen Wirtschaftskrise 1929 und dann wiederum erwerbslos. Ich habe Zeitungen ausgetragen, war Vertreter für Schädlingsbekämpfungsspritzen, um mich über Wasser zu halten, und habe dann später ein Fuhrgeschäft aufgemacht. — Ich habe gut verdient nach 1933. Die Zeiten waren schön, aber man gönnte sie uns wohl nicht. Und so kam der Krieg, und ich wurde Fahrer bei einer Nachrichtenabteilung. Der Winter 1941/42 war schlimm, aber jetzt stehen wir besser da und können schon was aushalten. In unserem Pelzwerk brauchen wir nicht zu frieren. Die Hauptsache ist, man darf die gute Laune nicht verlieren. Man darf sich nicht aus den „Lumpen" schütteln lassen, sonst ist es Essig. Den Humor gewann ich auch sofort wieder, als ich einen Sowjettraktor wieder flottmachen wollte und plötzlich von Bolschewisten umstellt war, die alle die Hände hochhoben. Sie hatten mich so überrumpelt, daß sie mich hätten glatt umlegen können. Nun werde ich erst mal nach Hause fahren zu meiner Frau, meinem Jungen und meinem Mädel. Dann geht's mit frischer Kraft wieder nach draußen zu den Kameraden."



JAHRGANG 1898

Am 30. Juli Fürst Bismarck † in Friedrichsruh. Tirpitz baut die deutsche Kriegsflotte auf. Verschärfung der deutsch-englischen Spannungen durch den Wirtschaftskrieg. — 14 Jahre später, 1912: 9. Februar Rede des Ersten Seelords Churchill gegen die deutsche „Luxusflotte". Im Deutschen Reichstag wird die neue Heeresvorlage angenommen. Danach stellt Deutschland noch immer 24 Bataillone weniger auf als Frankreich.

„Wenn Sie so wollen, bin ich sozusagen halb wieder in
einem Baubataillon zurückfährt. „Ich bin nämlich
nichts Fremdes. 1898 in Thiensdorf bei Elbing gebor
hatte, mit achtzehn Jahren Soldat, zuerst in Frankr
dann wieder im Westen. Hier machte ich die Tanks
diese damals neue Waffe noch nicht eingestellt, und
Wir haben sie dann aber mit unseren 10,5-Haubitze
zur Strecke gebracht. — Im ersten Weltkriege durc
Zusammenbruch meine alte Tätigkeit wieder auf. Vie
an Polen. Es war eine Freude für mich, im Polen-
gegen die Festung Graudenz — diese Dörfer mit wi
reich, dann nach dem Balkan und dann nach dem
die zweite Verwundung und erwarb mir die Spange
daß ich in diesem Krieg leider nicht auf Panzer zum
etwas Freudiges?" — „Das war, als ich im Frankrei
stellung von 1917 besuchen konnte. In einem Unter
eingekritzelt. Diesen Namenszug fand ich unbesch
meister, der noch einen Bruder an der Front hat, i
nehmen, wie sie fallen, und die Kriege, wie sie komm

JAHRGANG 1888

Drei-Kaiser-Jahr. Am 9. März stirbt Wilhelm I., am 15. Juni Friedrich III. Thronbesteigung Wilhelm II. Landwehr- und Landsturmgesetz, veranlaßt durch Kriegsrüstungen in Frankreich und Rußland. — 14 Jahre später, 1902: England, das seit 1899 einen grausamen Krieg gegen die Burenstaaten führt, schließt den Gewaltfrieden zu Pretoria, der diesen Staaten die Selbständigkeit nimmt.

„Das hätte ich mir nicht träumen lassen", sagt der frühere Feldwebel der Fußartillerie R. B., jetzt Schachtmeister bei der OT., 55 Jahre, „daß ich noch einmal als Infanterist die Knarre in die Hand nehmen würde, aber dieser Krieg bringt eben mancherlei Überraschungen mit sich. Im April 1942 bin ich mit einem Kameraden und sowjetischen Gefangenen beim Holzschlag in einem Wald an der Rollbahn. ‚Sowjetbanden kommen!' rufen plötzlich die Gefangenen. Mit meinem Kameraden, also nur zwei Gewehren, eröffne ich das Feuer auf die fünfzig Mann starke Bolschewistenbande. Wenn nicht eine Batterie Feldartillerie vorbeigezogen wäre, abgesessen und mit Karabinern der Bande den Rest gegeben hätte, wäre es mir wohl dreckig ergangen. Ein halbes Jahr später haben wir dann, OT.-Männer und Landesschützen, in heftigem Kampf ein Bandendorf mit der blanken Waffe genommen. — Das EK I hier stammt aus dem alten Weltkrieg. Vor Verdun war's. Von unserer Batterie, Fünfzehner-Haubitzen, zwei Geschütze ausgefallen. Kein Offizier mehr. Die noch verbleibenden Kanoniere fasse ich an zwei Geschützen zusammen und schieße weiter befehlsgemäß ein wildes Sperrfeuer auf den feindlichen Kompanieabschnitt auf Höhe 304. Kein Franzose ist rausgekommen aus dem Graben. Ich wurde nicht nur dekoriert, sondern auch zum Feldwebel befördert. — Seit 1941 bin ich nun im Osten, baue Brücken, Rollbahnen, Knüppeldämme. Mein ältester Junge ist schon sechs Jahre bei der Marine. Ich bin gelernter Rohrleger, aber nach dem Weltkrieg ging das Geschäft nicht mehr, und ich sattelte um. Eintönig ist der Osten, elend seine Hütten. Es gibt Stunden, die nicht leicht sind. Aber wenn man daran denkt, was die Bolschewisten aus der Heimat machen würden, dann sagt man sich, der Kampf muß weitergeführt werden. Und wir werden es auch schaffen. Zu ungeheuerlich sind die bolschewistischen Verluste dieses Winters." Die blauen, durchdringenden Augen dieses fast zierlichen, drahtigen, ergrauten Mannes, Sohn eines pommerschen Bauern, leuchten klar und zuversichtlich auf.



halb wieder in meinem Beruf“, sagt Wachtmeister P. K., der zu
bin nämlich Malermeister. Da sind einem Bauen und Bauten
Elbing geboren, wurde ich, nachdem ich die Lehrzeit beendet
rst in Frankreich, dann bei Lemberg im Osten eingesetzt und
ch die Tankschlacht bei Cambrai mit. Die Infanterie war auf
gestellt, und die Tanks drangen bis zu unserer Batterie durch.
0,5-Haubitzen anständig beharkt und manchen der Tommies
ltkriege durch Granatsplitter verwundet, nahm ich nach dem
ieder auf. Viele der Dörfer, in denen ich gearbeitet hatte, fielen
, im Polen-Feldzug — wir marschierten mit unserer Batterie
Dörfer mit wieder zurückzuholen. Von dort ging's nach Frank-
n nach dem Osten, bis Stalino. In diesem Krieg holte ich mir
die Spange zum EK II. Das einzig Betrübliche für mich ist,
Panzer zum Schuß gekommen bin.“ — „Und wo erlebten Sie
im Frankreich-Feldzug wieder vor Verdun unsere alte Feuer-
einem Unterstand hatte ich an der Felswand meinen Namen
ich unbeschädigt und unversehrt wieder.“ — Der Wacht-
Front hat, ist ein unverwüstlicher Mann. „Man muß die Tage
wie sie kommen“, meint er.



JAHRGANG

1883

Bismarck führt in diesem und in den folgenden Jahren die Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung ein, die in der ganzen Welt als sozialpolitisch vorbildlich gelten. — 14 Jahre später, 1897: Seit Bismarcks Entlassung zunehmende Macht der parlamentarischen Parteien, Verschlechterung der außenpolitischen Lage des Reiches. Anwachsen des wirtschaftlichen Reichtums.

Das rötlich verputzte Befehlsstellwerk wirkt an der riesigen eisernen Brücke wie ein Schwalbennest. Hier tut der sechzigjährige Weichensteller A. W., ein biederer, knorriger Ostpreuße, mit zwei Kameraden seinen verantwortungsvollen Dienst. Auf langem Schaltbrett blaue und grüne Knöpfe, Signal- und Weichenhebel, dazu Morsegeräte, Telephonapparate, ein Kommandoapparat allein mit vierzig Sprechstellen. Von diesem Gehirn der Schienenstränge werden die Züge in den großen Kuppelbau des Fernbahnhofs dirigiert, von hier aus werden sie wieder herausgeleitet. Ein ewiges Kommen und Gehen. Von der Front, zur Front. In ununterbrochenem Wechsel. Das liegt alles schon weit zurück, was der Weichensteller zwischen dem Bedienen seiner Apparaturen erzählt. Sein Vater Landbriefträger in Ostpreußen. „Als der alte Kaiser Wilhelm starb, März 1888, war ich fünf Jahre. Es war ein schlimmer Winter gewesen, viel Schnee, und die Überschwemmungen im Frühling des Drei-Kaiser-Jahres waren ungeheuerlich. Mit vierzehn Jahren Posthelfer, dann Soldat, Infanterist, dann zur Eisenbahn, Bahnwärter, Weichensteller. In diesem Stellwerk stehe ich drei Jahre.“ Lokomotiven fauchen unter uns vorbei. „Räder müssen rollen für den Sieg!“ — „Es ist alles besser und geregelter in diesem Kriege, der Urlaub, die Verpflegung, auch unsere Ernährung. Bei Bombenangriffen bleiben wir hier und tun unseren Dienst. Das knallt dann ganz schön. Schade, daß Sie nicht bis zum Abend bleiben können. Da kommt nämlich mein Kamerad, der 68 Jahre alte Fahrdienstleiter M., der macht die Nachtschicht. Ein alter, Märker, der schon sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum begehen konnte. Wir haben schon Weichen für viele Züge gestellt und sind grau geworden. Aber das eine möchten wir uns nicht nehmen lassen: Wir möchten hierbleiben, bis wir die Weichen stellen können für unsere Soldaten, die ihr Werk getan haben und dann endgültig heimkehren können.“



Geographische

SOWJET-TERMINOLOGIE

Nachdem die Sowjetregierung mit den inländischen „Weißgardisten“ und den ausländischen „Interventionisten“ fertig geworden war und festeren Boden unter ihren Füßen fühlte, machte sie sich daran, die erdkundlichen Bezeichnungen, soweit sie besonders an den christlichen Glauben und das kurz vorher gestürzte Kaiserhaus erinnerten, ostentativ umzubenennen. Zum Teil wurden dabei frühere turanische, ostfinnische, tscherkessische und anderssprachige Ortsbezeichnungen wieder eingeführt ohne Rücksicht darauf, ob die in Frage kommenden Zwergstämme und Volkssplitter dort noch siedelten oder nur mehr in einer dürftigen Überlieferung fortlebten. Nach dem Tode Lenins (1924) verlief diese Namenstürmerei fieberhaft. Als dann auch immer mehr neue Ortschaften, meist Stätten der Industrie oder der politischen Propaganda, entstanden, erhielten sie Bezeichnungen, die gleich den Umbenennungen eine schroffe Abkehr vom „verfluchten“ Regime bedeuteten, in allen Fällen aber der neuen geographischen Sowjetterminologie entsprachen.

Dabei wurden kanonisierte Heilige und kirchliche Ereignisse, frühere Herrscher und Feldherren durch legendäre bolschewistische Helden, verstorbene und lebende Kremlgrößen oder geheiligte Sowjetbegriffe ersetzt. Die Umstellung war aber noch nicht abgeschlossen und alles noch im Fluß, als der Ostfeldzug begann. Daher erinnert noch so manches in den Nachschlagewerken und auf den Landkarten des Rätebundes an die keinesfalls schon gänzlich überwundene alte Zeit, der die eine Generation still nachtrauert, die andere aber verständnislos gegenübersteht. Altes und Neues läuft nun nebeneinanderher, und es ist mitunter nicht leicht, sich in der Erdkunde des großen Landes und seiner schwergeprüften Völkerschaften zurechtzufinden. Eine Anzahl wiederholter Neubenennungen, die Trotzki, Kamenew, Sinowjew und andere mißliebig gewordene, eben eingeführte Personennamen wieder ausmerzten, haben das Gesamtbild nur noch mehr verwirrt. Auf solche Nachkorrekturen soll hier aber nicht weiter eingegangen werden.

Nach dem Taschenatlas der UdSSR. (Leningrad, 1940) sind von den vormals so zahlreichen, an Alexander erinnernden erdkundlichen Eigennamen nur zehn übriggeblieben. Auf Alexej weisen noch drei hin, auf Konstantin acht, dagegen auf Nikolaus lediglich sechs, Katharina drei, Elisabeth einer, sogar auf Kaiser Peter nur zwei, dagegen auf Peter schlechthin, auch in Verbindung mit Paul, annähernd zwei Dutzend. Das soll aber nicht wundernehmen, waren und sind doch die beiden Namen in Rußland verbreitet. Mit der Auferstehung, den Erzengeln, der Muttergottes und der Frohen Botschaft sind jetzt nur je zwei bis vier Eigennamen in Zusammenhang zu bringen. Das wäre auch so ziemlich alles, was, wenigstens dem Namen nach, mit Kirche und Kaiserhaus, diesen im alten Rußland eng zusammenhängenden Begriffen, in Verbindung steht. Häufig geworden sind nun die Ortsnamen zu Ehren solcher Sowjetgrößen und „roten Volkshelden“ wie Dsershinski oder polnisch Dzierzynski geschrieben (vier), Kaganowitsch (vier), Kalinin, der „allrätebündische Dorfälteste“ (drei), Kirow (zwölf), Kujbyschew (sieben), Mikojan (drei), Molotow (vier), Ordshonikidse (vier), Tschapajew (drei), Tschkalow (drei), Wolodarski (vier) usw. Diese Namen stehen oft in Verbindung mit grad, ir, abad, akan, was slawisch, georgisch, armenisch, turanisch „Stadt“ bedeutet. Das gilt zumal für die „Titanen“ unter den Paten der Städte, Berge, Kanäle. Hier die Blütenlese von elf Leninnamen: Leninabad, Leninkanal, Leninakan, Leninpik, Leningori, Leningrad (das frühere Petersburg), Leningradskaja, dreimal Leninsk, Leninskoje. Noch häufiger sind die Stalinnamen, wie etwa Stalinabad, Stalinpik, Stalingrad (das frühere Zarizyn), Stalinir, Stalinka, fünfmal Stalino, Stalinogorsk, zweimal Stalinsk, Stalinski. Krasny = rot ist in der Sowjetterminologie das beliebteste schmückende Beiwort, das in der Verbindung mit mehr oder weniger geheiligten Hauptwörtern, wie Oktober, Profintern, Armee, Garde, Stern, nicht weniger als neunundfünfzigmal auftritt. Wo aber Krasny ehedem im Volksmund nicht betont revolutionär klang, dann auch meist nur die Begriffe hübsch oder schön russisch-urwüchsig umschrieb, wurde das Beiwort wohl auch nachträglich gültig gemacht. Rot muß dann eben hehr und erhaben sein. Das Proletariat hat in sieben Fällen Ortschaften getauft, der Jugendbund (Komsomol) viermal, die Pariser Kommune einmal, Karl Marx, Liebknecht, Engels, die „blutige Rosa“ (Luxemburg) je ein- bis zweimal. Nach dem Rat (Sowjet) sind vier Ortschaften benannt.

Auch eine Anzahl sogenannter Kult(ur)basen, meist im Hohen Norden oder im Hochgebirge, sind zu geographischen Begriffen aufgerückt. Dazu zählen in Einzelfällen auch Industriegründungen oder Rohstoffvorkommen, wie Textilanlage, Schwefelwerk, Bauxitförderung, Elektrostahl, Kraft und Licht. Sachlich, nüchtern und kurz bezeichnet der Gegenstand hier auch die Ortschaft. Ihr drückt die Erzeugung den Stempel auf, der Roboter ist nur Mittel zum Zweck. Endlich haben die letzten arktischen Expeditionen zu folgenden Ortsbenennungen auf der Inselgruppe Sewernaja Semlja (Nordland) geführt: Schmidt (nach dem Petersburger Akademiker dieses Namens), Komssomoletz, Pionier, Oktoberrevolution, Bolschewist. Hierbei wurde alter holländisch-englisch-skandinavisch-mitteleuropäischer Brauch nachgeahmt, aber, wie die Namen beweisen, in sowjetische Form gegossen. Das verlangte allein schon die bolschewistische Propaganda. Sie gab auch bei allen anderen Neu- und Umbenennungen den Ausschlag. *P. M.*

Kann man sich an den Haaren hochziehen?

Vom sonderbaren Wirken der Rückstoßkräfte — Die Mündungsbremse der Geschütze

Schön wär's ja, wird mancher denken, wenn das bei dem Schlamm und Dreck jetzt ginge. Aber außer Münchhausen wird es wohl keinem gelingen — und doch will ich einen Versuch beschreiben, bei dem das Unglaubliche scheinbar möglich ist.

Wir kennen alle die Rasensprenger mit dem kreisenden Wasserstrahl, wie sie im Frieden in jedem Park standen. Die Drehung des Strahles wird durch den Rückstoß des Wassers hervorgerufen — doch wie ist diese Wirkung zu erklären? Am besten wird dies am folgenden Beispiel klar: Wir nehmen einen Kesselwagen oder einen Sprengwagen und füllen ihn ganz mit Wasser. Auf die Wände des Wasserbehälters wirkt dann der Wasserdruck, und zwar nach allen Seiten ganz gleichmäßig. Dieser Druck nimmt nach unten zu, da ja die Wassersäule, die den Druck hervorruft, immer höher wird. Am Boden des Kessels ist der Druck also am größten. Der Wasserdruck, der auf eine Seitenwand wirkt, versucht jetzt, diese Wand aus ihrer Ruhestellung zu verschieben, da hier außen ein kleinerer Druck, nämlich nur der Luftdruck, herrscht. Dies gelingt jedoch nicht, denn auf die gegenüberliegende Wand wirkt ein gleich großer Druck — jedoch in entgegengesetzter Richtung. Die Druckkräfte heben sich demnach auf, und der Wagen mit dem Behälter bleibt stehen. Nehmen wir jetzt von der hinteren Wand dicht über dem Boden ein Stückchen fort — wir brauchen bloß einen Ausfluß zu schaffen —, so kann sich der Druck an dieser Stelle nicht mehr auswirken, wohl aber noch auf der vorderen, entgegengesetzten Seite. Damit ist der Druck auf diese Vorderwand größer geworden als der auf die hintere Wand, und der Wagen bewegt sich vorwärts. Voraussetzung ist natürlich, daß der Drucküberschuß groß genug ist, um die Reibung der Räder auf der Straße zu überwinden.

Als wichtig merken wir uns, daß sich der Wagen in der entgegengesetzten Richtung bewegt, wie das Wasser ausströmt. Wir sprechen dabei von einem Rückstoß. Die Größe dieses Rückstoßes hängt nun von der ausströmenden Wassermenge und von ihrer Ausströmgeschwindigkeit ab. Es gilt hierfür das Gesetz: Rückstoßkraft gleich Wassermenge mal Geschwindigkeit. Dieses Gesetz gilt nicht nur für Wasser, sondern für alle Flüssigkeiten und für alle Gase, also auch für Luft. Da Luft nun aber sehr leicht ist, kann sie diese nennenswerten Rückstoßkräfte nur erzeugen, wenn sie mit außerordentlich hoher Geschwindigkeit ausströmt. Doch nun zu unserem Versuch.

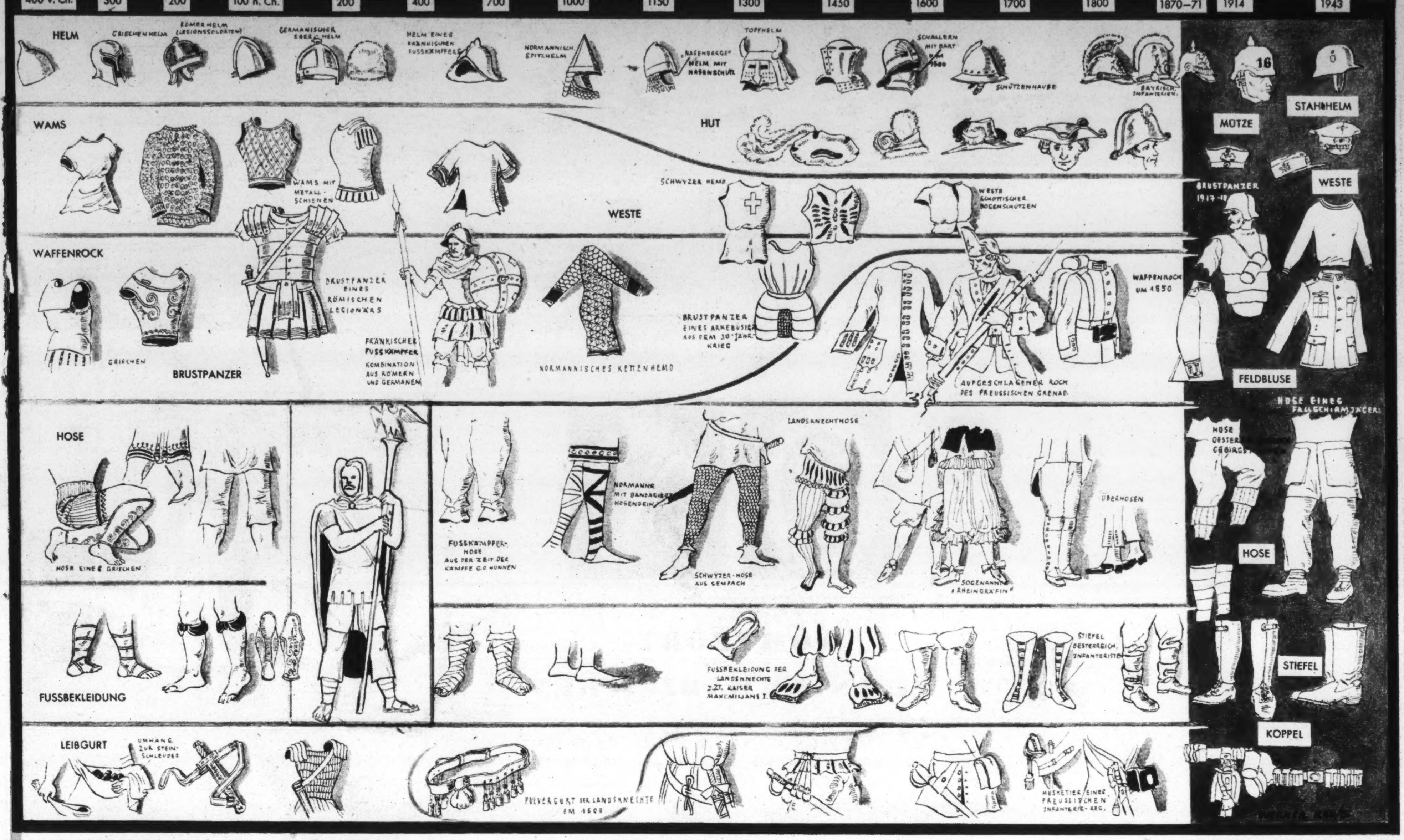
Wir hängen eine Preßluftflasche wie eine Schaukel an zwei Drahtseilen so auf, daß sie frei schwingen kann. Unten an der Flasche soll sich ein Abblaseventil befinden, daß nach hinten gerichtet ist. Öffnen wir das Ventil, strömt Luft mit hoher Geschwindigkeit nach hinten (parallel zum Boden) aus und erzeugt dabei eine Rückstoßkraft, die die Flasche nach vorn bewegt. Wir haben einen ähnlichen Fall wie bei dem Kesselwagen.

Jetzt befestigen wir an der Flasche eine runde Scheibe von der Größe eines Tellers, und zwar so nah davor, daß die aus der Preßluftflasche ausströmende Luft auf die Platte trifft, ohne daß sich ihre Geschwindigkeit wesenlich verringert hat. Was wird wohl nun mit der Flasche geschehen? Bewegt sich unsere Schaukel in der gleichen Weise wie vorher? Nein — die Preßluftflasche bewegt sich überhaupt nicht. Unbeweglich bleibt sie an den Seilen hängen, so, als ob gar keine Luft ausströmte. Der Luftstrom erzeugt nämlich beim Auftreffen auf die Platte eine Kraft, die ebenso groß ist wie die Rückstoßkraft, aber in der entgegengesetzten Richtung wirkt. Beide Kräfte heben sich also auf, die Flasche bleibt in Ruhestellung. (Man könnte annehmen, daß die Kraft, die an der Platte entsteht, von der Größe der Platte abhängt. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Kraft ist so groß wie das Produkt aus Luftmenge mal Luftgeschwindigkeit, wenn die Luft im rechten Winkel umgelenkt wird.) Die Platte ersetzt also das Stück der Flaschenwandung, das wir bei dem Ausströmventil entfernt haben.

Nun bringen wir an die Stelle der geraden Platte eine gewölbte, die wie das Gehäuse eines Autoscheinwerfers aussieht. Der Luftstrom soll genau in der Mitte der gewölbten „Schale" auftreffen. Wird nun die Flasche wieder unbeweglich hängenbleiben? Eigentlich sollte man das annehmen. „Und sie bewegt sich doch!" Nun gut, wenn sich die Flasche schon bewegt — dann aber in welcher Richtung? Jeder wird annehmen, in der gleichen Richtung wie beim ersten Versuch, also entgegengesetzt, wie die Luft ausströmt. Aber wieder gefehlt: das Unglaubliche geschieht, die Flasche schlägt in Richtung der ausströmenden Luft aus. Gerade umgekehrt, wie es nach dem Gesetz des Rückstoßes zu erwarten ist — und das ohne äußere Kräfte, ganz aus sich selbst heraus. Ist dies nicht ganz das gleiche, als wenn wir uns an den eigenen Haaren hochzögen?

Und nun die Erklärung dieser unerwarteten Erscheinung. Die Luft, die auf die Platte trifft, kann nicht mehr in einem rechten Winkel — parallel zur Flasche — weiterströmen, sondern wird durch die Wölbung der „Schale" viel weiter umgelenkt. Sie strömt wieder auf die Flasche zurück, in die Richtung, aus der sie gerade herkommt. Durch diese volle Umlenkung wird wieder eine Rückstoßkraft erzeugt, die nun mit der Aufprallkraft zusammen größer ist als die ursprüngliche Rückstoßkraft, die wir im ersten Versuch kennengelernt haben.

Dieser Effekt, eine Kraft durch Umlenkung von Gasen zu erzeugen, wird in unseren Dampfturbinen ausgenutzt. Ebenso auch bei der Mündungsbremse der Geschütze. Ein jeder wird sicher schon bei manchen Geschützen die eigenartige Verdickung am Rohrende beobachtet haben. In diese Verdickung sind Umlenkkanäle eingearbeitet, durch die ein Teil der Pulvergase nach dem Schuß ins Freie strömt, da der Weg nach vorn aus der Mündung heraus ja noch durch das Geschoß versperrt ist. Durch diese Umlenkung strömen die Pulvergase rückwärts auf das Geschütz zu und erzeugen dadurch eine Kraft, die in der Richtung des Geschosses wirkt. Der Rückstoß des Geschützes wird also durch diese Kraft vermindert. Das Geschütz kann deshalb mit einer leichteren Lafette auskommen, oder aber es kann eine größere Anfangsgeschwindigkeit für das Geschoß zugelassen werden. Besonders vorteilhaft wirkt sich diese Mündungsbremse bei Geschützen mit leichter Lafette aus, wie zum Beispiel bei Panzer- und Panzerabwehrgeschützen. *H. Q.*



Zeichnung: Gefr. Werner Kruse

VERMÄCHTNIS DER JAHRHUNDERTE

ZUR GESCHICHTE DER UNIFORM

Jeder von uns hat schon einen Ringkragen gesehen, der von Feldgendarmen und Wehrmachtstreifen als Dienstabzeichen getragen wird. Vielleicht hat ihn mancher aus Ehrfurcht vor der Autorität, die er verleiht, mit gemischten Gefühlen betrachtet. Wohl keiner aber hat sich gefragt, wo dieser halbmondförmige Schild auf der Brust eigentlich herkommt. Geht man der Sache auf den Grund, so zeigt sich, daß dieses eigentümliche Stück Metall älter ist, als man sich träumen läßt, und daß seine Geschichte bis ins Mittelalter zurückreicht. Der Ringkragen nämlich ist der letzte Rest der sogenannten Halsberge, das heißt eines kragenartigen metallenen Rüstungsstückes, das den Helm des Ritters mit dem Brustharnisch verband und den Hals „bergen" (schützen) sollte. Im Laufe der Zeit hat er sich immer wieder verwandelt, bis er schließlich seine heutige Form und seinen heutigen Sinn erhielt. Dies ist nur ein kleines Beispiel, willkürlich aus einer Fülle von Stoff herausgegriffen, aber es macht doch schon deutlich, welche interessanten Zusammenhänge unsere Tafel zu enthüllen vermag, die in großen Zügen einen Überblick gibt über die Entwicklung der infanteristischen Uniformen im Laufe der Jahrhunderte. Wir haben uns heute so sehr an den Umriß der Uniform gewöhnt, sie ist uns bereits so alltäglich geworden, daß wir kaum noch einen Blick haben für die Fülle der historischen Formen, die sich hinter ihr verbirgt. Die Tafel will uns in diesem besonderen Falle wieder lesen lehren, will uns erkennen lassen, daß jede scheinbare Zufälligkeit oder Alltäglichkeit in der Kleidung des Soldaten einen tieferen Grund und eine Geschichte hat. Wir begreifen, daß jede Uniform zuletzt der Ausdruck ihres Zeitalters ist, daß an dem heutigen Bilde viele Generationen mitgewirkt haben, und daß daher, besonders in der Uniform des Heeres, die militärische Tradition den sichtbarsten Niederschlag gefunden hat. Daher erklärt es sich auch, daß die Uniform des Heeres in Form und Farbe gebundener ist als die anderer Wehrmachtteile. Aber eben in dieser Bindung liegt edelstes Kapital aus der Geschichte der Nation beschlossen.

Wenn wir allerdings von einer Geschichte der Uniform sprechen, so muß sogleich eine wesentliche Einschränkung gemacht werden. Die Uniform im strengen Sinne des Wortes nämlich ist selbst ein Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung. Eine wirklich einheitliche Kleidung für Soldaten tritt erst zu Ende des 17. Jahrhunderts auf, und zwar mit der Einrichtung der stehenden Heere. Vorher war die militärische Tracht mehr oder weniger willkürlich. Freund und Feind erkannten sich meist an farbigen Abzeichen, vor allem an den Feldbinden, die jeweils in den Waffenfarben des Feldherrn oder des Anführers gehalten waren. Die üppigste Buntheit erreichte die militärische Tracht bei den Landsknechtshaufen des ausgehenden Mittelalters, die bald diesem, bald jenem Herrn dienten und sich, ganz entsprechend ihrer Lebensführung, in abenteuerlichen Gewändern gefielen. Erst der Große Kurfürst führte in seinem Heer die Uni—form ein. Vorbild und Bezeichnung kamen wahrscheinlich aus Frankreich.

Die Bezeichnung Uniform darf nicht zu der Annahme führen, daß das militärische Bild der früheren Zeit tatsächlich einförmig gewesen sei. Eine bunte Vielfalt bestand schon darin, daß die Regimenter Farben entsprechend den Wappenfarben ihrer Chefs trugen. Außerdem waren die Unterschiede in den einzelnen Heeresverbänden durch die Aufteilung in landesfürstliche Armeen in Form und Farbe mannigfacher als heute. Diese Farbenfreude der Vergangenheit ist erst in jüngster Zeit aus Gründen der militärischen Zweckmäßigkeit durch das schlichte Feldgrau verdrängt worden. Damit ist sogleich die Frage gestellt, welche Faktoren denn für die Entwicklung und Verwandlung der Uniform im Laufe der Zeiten maßgebend sind. Die rein militärische Notwendigkeit ist dafür gewiß von großer Bedeutung. Keine Frage, daß die gegen Ende des Mittelalters immer stärker in den Vordergrund tretenden Fußtruppen anders gekleidet und ausgerüstet sein mußten als die Ritterheere der vergangenen Epoche. Ebenso ist leicht einzusehen, daß die Entwicklung der Feuerwaffen allmählich den Schutz des Harnischs illusorisch machte und daß mit seiner Ablösung durch den Uniformrock eine jahrhundertelange Entwicklung abschloß. Aber dennoch reichen diese militärischen und technischen Gründe nicht aus. Die Uniform ist — bei aller Strenge des militärischen Reglements — eben doch Kleidungsstück und als solches auch von der Mode beeinflußt. Wenn zum Beispiel bei der Reorganisierung der preußischen Armee nach 1806 der hohe Tschako als Kopfbedeckung gewählt wurde, so entsprach dies kaum einem militärischen Bedürfnis, sondern war eben dem damals aufkommenden Zylinder der zivilen Tracht nachgebildet. Und der hohe Raupenhelm der Kürassiere, die „Casque à la Romaine", trägt ganz deutlich dem damals herrschenden klassizistischen Zeitgeschmack Rechnung. Zuletzt aber werden in der Uniform auch die Spuren der großen historischen Umwälzungen sichtbar. Daß der deutsche Landser heute lange Hosen trägt, erscheint kaum einem noch bemerkenswert. Und dennoch verkörperte dieses Kleidungsstück in seinen Ursprüngen einmal ein umwälzendes Programm und stand in der französischen Revolution als Merkmal der Revolutionäre gegen die royalistische Kniehose, die bis dahin auch von den Truppen getragen worden war. Obwohl selbst durchaus kein Revolutionär, führte Friedrich Wilhelm III. dieses zunächst recht verpönte Kleidungsstück auch im preußischen Heer ein, wo es sich bis heute erhalten hat. Daß diese lange Hose aber heutzutage in den Stiefeln getragen wird, ist wiederum dem Einfallsreichtum der preußischen Grenadiere zu verdanken, denen im Winterfeldzug von 1864 die kurzschäftigen Stiefel im festen Schleswiger Boden steckenblieben, und die daher die Strümpfe über die Hosen zogen und die Stiefelschäfte mit einem Riemen eng zusammenschnallten.

So haben der militärische Zwang, die Laune der Mode, die Umwälzungen der Geschichte und der Einfall des Soldaten selbst mitgeformt an den Umrissen der Uniform des Heeres, wie wir sie heute vor uns sehen. Mit den Formen der versunkenen Bataillone ist auch ihr Geist erhalten geblieben. Vom Grenadier des Großen Königs bis zum Grenadier des Führers führt eine ungebrochene Linie. In unserer Tafel ist sie aufgezeichnet. Sie lehrt uns, die Uniform des Heeres tiefer zu begreifen denn zuvor: als ein Vermächtnis der Jahrhunderte.



1. Übung: Schwimmen

Für Sportler eine Übung, für Soldaten eine Notwendigkeit, wenn es gilt, Gewässer zu überwinden

2. Übung: Springen

3. Übung: Laufen

4. Übung: Werfen

5. Übung: Marschieren





VOM SPORT- ZUM STURMABZEICHEN

Es ist kein Zufall, daß das Ehrenzeichen des Sportes, das Reichssportabzeichen, auch auf dem Soldatenrock getragen werden darf. Führt nicht eine direkte Linie vom Sportabzeichen zum Sturmabzeichen? Sind Laufen, Springen, Werfen, Schwimmen, Rudern, Radfahren, Schilauf und Kanufahren, Eislauf und wie immer sich auch die Möglichkeiten zum Erwerb des Ehrenzeichens des Sportes und der Leibesübungen zusammensetzen mögen, nicht schon Betätigungen, die zu beherrschen etwas und sicherlich ein Wesentliches von dem ausmachen, was man tüchtig nennt? Und weil das so ist, wird niemand auch im Kriege den guten Sinn der Leibesübungen bestreiten wollen. Trotzdem der Ruf zu den Waffen die Leibesübung der besten Kräfte beraubte, konnte zunächst durch eine Notorganisation das Bestehende vor der Auflösung bewahrt werden. Es waren die Alten vorerst, die sich noch einmal in den Dienst der Leibesübungen stellten, und ihnen folgte die Jugend; es waren Frauen gar, die die ehrenamtlichen Funktionen der Männer übernahmen, und bald stellte es sich heraus, daß die Größe der Rüstungsarbeiten und die der Garnisonen noch so viel Männer im Lande beließ, daß die Leibesübung vom Staate her neu hätte dekretiert werden müssen, wenn sie sich beim Beginn des Krieges etwa zur Ruhe begeben hätte. Zudem war die Leibesübung der Frau, des Kindes und der Jugend, war auch die Leibesübung ganz allgemein zu einem Umfang herangewachsen, daß sie keineswegs mehr eine Angelegenheit der Wehrfähigen allein war. Sie war eine Sache des ganzen Volkes geworden, ein wesentlicher Bestandteil auch der Vorbedingungen für die Wehrfähigkeit überhaupt, womit in diesem Falle — wie gesagt — nicht nur der Soldat gemeint ist. Gleichzeitig mit dem Wunsche des verstorbenen Reichssportführers: „Weitermachen!" erging seine Forderung, daß seine besten Sportler auch des Führers beste Soldaten sein sollten, erging auch die Feststellung, daß nun für die Leibesübung die große Zeit der Bewährung ihres Leitspruches gekommen sei, daß alles Werk der Leibesübung dem Dienste am Vaterland zugewandt sei, auch schon zu Zeiten des Friedens.

So hat der Sport auch im Kriege die Quellen seiner Kraft offengehalten, zur besonderen Freude all jener Soldaten, die sich bereits im Frieden seinen Leistungsproben unterzogen haben. Das Reichssportabzeichen wie das SA-Sportabzeichen sind Bezeichnungen und Feststellungen für einen besonderen Willen zur körperlichen Leistung. Sie haben einen ehrenvollen Platz am Waffenrock unserer Kameraden. Mögen sie im Schatten wesentlicherer Auszeichnungen stehen, sie sind immer aber eine Basis, von der aus das andere hinzukam. Generalfeldmarschall von Reichenau hat das Reichssportabzeichen nicht mehr abgelegt seit dem Tage, da er es vor langen Jahren erwarb, und er hielt es für wert, neben den anderen Auszeichnungen getragen zu werden. Und wie er, so handeln viele Soldaten aller Dienstgrade. Sie legen damit ein Bekenntnis ab zur Leibesübung, übernehmen damit aber auch eine Verpflichtung, die — dessen sind wir sicher — nicht uneingelöst geblieben ist.

Fritz Haeffs



Wer sich Gewandtheit durch Leibesübung erhielt, wird als Soldat manches Hindernis leichter überwinden



Schnell und ausdauernd stürmen. Oft hängt die Entscheidung im Kampf von der Schnelligkeit ab



Wer für das Sportabzeichen die Keule 44 m weit wirft, schafft es auch mit der Handgranate vorm Feind



Der Infanterist weiß, was langjährige sportliche Übung und Erfahrung bei andauernden Märschen bedeutet

Mitten unter den Bolschewisten

SPÄH- UND STOSSTRUPPUNTERNEHMEN IM NIEMANDSLAND

Irgendeiner hatte das Wort geprägt. Nun heißt es „Mondlandschaft", dieses trostlose, in Schlamm und Sumpf fast erstickende Gelände, das dem Teufel selbst zu gehören scheint. Mulden und Hügel, kurze, buckelige und langgestreckte Kämme, kahl und zerrissen, so weit das Auge reicht.

Wir liegen in unseren Löchern und wissen, daß drüben auf dem sechsten oder auch achten Buckel der Gegner sich in die Erde gefressen hat. Wir wissen auch, daß er zu diesem verdammten Gelände paßt, zu diesem Dreck, diesem tückischen Boden, der seiner hinterhältigen Kampfesweise und seinem tierhaften Instinkt liegen muß. In der Nacht pirscht er sich heran, klebt an den Hängen und in den Mulden und will seine Stoßtrupps durch die Sperre unserer Maschinengewehre bringen. Nacht für Nacht das gleiche Bild, das gleiche Toben des Abwehrkampfes und die unermüdliche Bereitschaft unserer Grenadiere.

Bis vor einigen Tagen unser schweres Maschinengewehr von einer Stelle Feuer erhielt, wo der „Iwan" nicht vermutet wurde. Augenscheinlich hatte er im Schutze der Nacht sich einen Hügel weiter vorgeschoben und versuchte, sich dort festzusetzen.

Als die schmale Sichel des Mondes zu verblassen scheint, taucht der Stoßtrupp in die Nacht. Ein Unteroffizier und 16 Grenadiere. In einem weiten Bogen wollen sie hinter diesen Hügel kommen, um in überraschendem Einbruch das gefährliche Nest auszuheben. Bis zu den Knien waten sie im Schlamm, dann müssen sie herunter. Meter um Meter arbeiten sie sich vor, das Wasser plätschert, die Leuchtspur der Geschosse fegt hoch über sie hinweg wie dünne weiße Fäden. Dazwischen das dumpfe Krachen der Granatwerfer. Nein, sie können nicht gehört werden in diesem Knattern und Bersten, aber sie können in jeder Sekunde auf den Gegner stoßen, der überall im Gelände liegt. Nun sind sie in der großen Mulde, die nach links abbiegt und hinter den gesuchten Hügel führen muß. Dreißig, vierzig Meter noch, dann haben sie es geschafft. Wird es gelingen, werden sie unbemerkt herankommen? Noch einmal verharren sie, eine Minute, zwei Minuten. Die Sterne und die schmale, blasse Sichel des Mondes über ihnen lassen nur die Konturen der Mulde erkennen, sonst ist tiefe, schwarze Nacht. Da — ein Geräusch, tastende Schritte. Die Grenadiere liegen im Schlamm, unbeweglich, auf dem Kamm des Hanges schemenhafte Gestalten. Acht, neun, zehn Bolschewisten. Hintereinander huschen sie, aufrecht, mit umgehängten Gewehren. In den Händen tragen sie Spaten, es sind Pioniere. Der Unteroffizier hebt den Arm. „Liegenbleiben!" — fast zu laut zischt er es. Und schon arbeitet er sich lautlos den Hang hinauf. Ein, zwei schnelle Schritte noch und er ist bei den Bolschewisten, geht hinter ihnen her, als gehöre er zu ihnen. Zwanzig, dreißig, vierzig Schritte. Die Gestalten vor ihm merken nichts, ahnungslos stapfen sie weiter, sie fühlen sich sicher. Jetzt sind sie an dem Hügel, wo der „Iwan" sich eingenistet hat. Mit einem einzigen schnellen Blick übersieht der Unteroffizier die Lage. Vor ihm ein Bunker, ein überdecktes Erdloch, aus dem dumpfe Stimmen herausdringen. Das war es! Die Erkenntnis durchzuckt ihn heiß. Das ist das Nest, von wo aus der „Iwan" seine „Grüße" herüberschickt. Unmerklich verlangsamt er seine Schritte, vorsichtig und die Augen auf die Gestalten vor ihm gerichtet. Dann bleibt er stehen, sieht, wie die letzte in der Dunkelheit verschwindet. Sekundenlang starrt er ihnen nach. Ruhig, wie auf dem Kasernenhof, greift er die Handgranate, zieht sie ab, zählt — eins, zwei, drei, vier — und wirft sie in das Loch. Haargenau unter der Zeltbahn, die vor der Öffnung hängt, hindurch. Im dumpfen Krachen der Detonation jagt er ein ganzes Magazin seiner Maschinenpistole in den Bunker, hört noch ein Wimmern und rast davon. Dreißig, vierzig Meter über den Kamm, dann läßt er sich in die Mulde fallen, klatscht in den Schlamm und ruft nach seinen Grenadieren. Die hören ihn kommen und ziehen ihn heran. Nach allen Seiten sichernd erreichen sie glücklich die eigenen Stellungen.

*

An dem Tag, der dieser Nacht folgt, fegen die Garben der Maschinengewehre über das Gelände. Pausenlos. Dazwischen das dumpfe Dröhnen der Granatwerfereinschläge. War es die Wut über den erfolgreichen deutschen Stoßtrupp oder hatte der Gegner etwas vor? Gegen Abend wird es ruhig, nur dann und wann ein Schuß, ein Zischen, das die Stille noch unterstreicht.

Als die Hand nicht mehr vor den Augen zu sehen ist und die jagenden Wolkenfetzen auch den kleinsten Schimmer ersticken, verschwindet der Spähtrupp in der langen Mulde. Ein Unteroffizier und neun Grenadiere. Es gilt, das Niemandsland und die Absichten des Gegners zu erkunden. Eine halbe Stunde sind sie schon draußen. Sie drücken sich den Hang entlang und bleiben wieder liegen. Jeder Schritt, jeder Meter kostet Nerven, in jeder Sekunde können sie auf den Feind stoßen, mit ihm zusammenprallen. Da steigt eine Leuchtkugel, eine feindliche. Gespenstisches Weiß liegt über der Landschaft. „Mondlandschaft" — brummt der Unteroffizier und preßt sich in den Morast. Seine Augen aber verfolgen die Bahn der Kugel, bis sie irgendwo am Boden aufschlägt und versprüht. Da — im letzten Aufflackern des Lichts sieht er Gestalten. Sie alle sehen es. Zwanzig, dreißig oder noch mehr. Ein bolschewistischer Stoßtrupp, der im Begriff war, in die Mulde zu gleiten, als das Licht der Leuchtkugel sie mitten auf dem Kamm in Deckung zwang.

Was tun? — Ein Zusammenstoß ist unvermeidlich. Einen Weg gibt es noch. Hinaus aus der Mulde, an die Hänge gepreßt und den ahnungslosen Gegner vorbeigelassen. Ein Zurück kommt nicht in Frage. Wie Schlangen kriechen sie aus dem Schlamm, blitzschnell rechts und links die Höhen hinan. Wird es glücken, kommt der Stoßtrupp wirklich die Mulde entlang?

Die Sekunden dehnen sich endlos, sie zerren an den Nerven. Die Sinne sind angespannt bis zum letzten, die Fäuste spannen sich hart um die Maschinenpistolen. Immer noch nichts. Kein Laut, weiter links nur das Knattern eines Maschinengewehrs. Der Sturm heult und verfängt sich im Stahlhelm und verschluckt jedes Geräusch. Wo bleibt der Gegner nur, hat er sie doch bemerkt und stürzt sich aus dem Hinterhalt auf die kleine Gruppe?... Da — endlich, sie kommen! sie sind schon da. Unter ihnen in der Mulde. Wie ein dicker, unförmiger Klumpen wälzen sie sich vorwärts. Man ahnt sie mehr, als man sie sieht, nur das metallische Klappern der Waffen ist zu hören. „Feuer!" — schreit der Unteroffizier. Aus zehn Maschinenpistolen sprühen die Garben in Haufen.

Es war das Werk von Sekunden. Der Stoßtrupp des Gegners ist zersprengt. Mit einigen Sprüngen ist der Unteroffizier unten in der Mulde, mit ihm seine Grenadiere. Ringsum verstreut liegen Waffen, sie werden hastig aufgegriffen. Acht Tote ließ der Gegner, die Verwundeten konnten sich retten. Zwei Schwerverwundete aber blieben liegen. Sie müssen als Gefangene mit.

Gefreiter Matthias Mayer

DER PANZERKOMMANDANT

Schon das erste Zusammentreffen war bemerkenswert. Im langen Schafspelz, eine helmähnliche Pelzmütze auf dem Kopf, deren spitze Zipfel die Ohren bedeckten, das schwarze Fell nach innen, die weiße Schafshaut nach außen, stand er auf seinem Befehlspanzer, der an der Spitze von acht solchen Ungetümen in das Dorf rollte. Ein assyrischer Feldherr mag vor 4000 Jahren nicht anders auf seinem Streitwagen gestanden haben. Hinter ihm kauerten fünf gefangene Bolschewisten, die Stabsoffiziere des soeben vernichteten 390. sowjetischen Infanterieregimentes. Als wir uns etwas später in seinem Kompaniegefechtsstand, dem dürftigen Raum einer Lehmhütte, meldeten, verriet nichts, auch gar nichts die konzentrierte Anspannung des soeben aus eigenem Entschluß hervorragend durchgeführten Einsatzes. Nun stand er schlank, hochgewachsen, eine Zigarette rauchend, die kleidsame schwarze Panzeruniform am sportlichen Körper, vor uns und schilderte auf unsere Bitte das soeben Geschehene. Wie zurückhaltend und spärlich dieser Bericht war, erkannten wir erst, als wir uns über das volle Ausmaß der vollbrachten Leistung an Ort und Stelle überzeugten.

Die Panzereingreifkompanie — aus verschiedenen Einheiten zusammengewürfelt — war in den zwei Monaten des Abwehrkampfes an der Nordfront des Kubanbrückenkopfes zu einer einzigen Gemeinschaft geworden. Da wurde wenig befohlen und nie bestraft. Meist handelten die Panzermannschaften und die übrigen Soldaten, der Schirrmeister, Verpflegungsfeldwebel usw. schon von selbst, bevor eine Anordnung erging. Der letzte Panzergrenadier hätte sich geschämt, die Güte und Kameradschaft des Kompanieführers zu mißbrauchen. „Ich bin Frontsoldat", sagte der Panzerkommandant einmal zu mir, „und suche zu vermitteln und jedem zu helfen."

Die Erfolgsbilanz unseres Panzerkommandanten erstreckt sich von Polen über Frankreich bis zum Terek und zu der Sicherung des geordneten Rückmarsches. Seit sieben Jahren ist er Soldat. Weit über hundert Gefechte hat er mitgemacht, 37 feindliche Panzer schoß er als Kommandant mit seinem Panzer ab. Jung an Jahren, kaum 25 Jahre alt, hat ihn der stete Kampf zur Persönlichkeit geformt. Wenn er hochaufgerichtet in der Kuppel seines Fahrzeuges steht und mit dem Mikrophon den Zugführern der anderen Panzer seine Befehle erteilt, dann umwittert ihn geballte Energie, dann zeigt es sich, wie spielend er die Grundregeln seines „Handwerks" beherrscht. Was bedeuten vorherige Lagebesprechungen, was nützen noch so genaue Instruktionen der Führungsstaffel des Stabes? Wenn die Panzer über die weite Steppe rollen oder die Straßen einer Ortschaft durchkämmen, dann muß der sichere Blick für das Wesentliche hinzukommen, dann entscheidet das rechtzeitige Erkennen der Feindbewegung und der feindlichen Abwehr. Wenn alle nichts mehr sehen und nur unsichtbar vom Funk gelenkt vorwärtsrollen, dann sieht der Kompanieführer und Kommandant des Befehlspanzers alles, greift persönlich ein, bald hier, bald da, kämpft ein verstecktes Pakgeschütz oder eine verborgene MG-Stellung nieder, die den anderen Panzern gefährlich werden könnte, und setzt sich mit seinem Panzer je nach der Lage zu dem einen oder anderen Zug, wo der Schwerpunkt des Kampfes liegt und wo es am gefährlichsten ist.

In solchen Augenblicken der größten Verantwortung kommt wohl auch einmal spontan ein Donnerwetter über seine Lippen und dringt durch das Mikrophon zu den Kommandanten der anderen Panzer. Aber jeder Zugführer weiß genau, daß das nicht böse gemeint ist, weiß, daß ein mit dem Nachdruck eines Fluches versehener Befehl, vorzufahren, zu halten oder zu drehen, nur zu seinem Besten dient.

Im Geschoßhagel der Panzerbüchsen, Granatwerfer und Pak fahren die Panzer unaufhaltsam vor. „Umsteigen" von einem zum anderen Panzer, Wiederauflegen geworfener Ketten im heftigsten Feuer gehören zum „Geschäft". Vor Rowno erhielt unser Kommandant einen Schulterschuß, zu dessen Ausheilung er viele Monate brauchte, nachdem er sich mit der Pistole in der Hand vierhundert Meter durch die bolschewistischen Schützen hindurchgeschlagen hatte. Ein anderes Mal fuhr sein Panzer auf eine Mine, die ihn in hohem Bogen aus der Kuppel schleuderte, ohne daß ihm auch nur ein Härchen gekrümmt wurde.

Die Sowjets wissen genau, wer ihnen als Führer der Panzereingreifkompanie seit vielen Wochen gegenübersteht, kennen unseren Panzerkommandanten genau, denn sie haben in einem Dutzend Gefechten schwerste Verluste davongetragen. Die Panzergruppe, zu zwei Dritteln aus Männern der Alpen- und Donaugaue bestehend, hat wie eine „Feuerwehr" immer wieder Einbrüche in unsere Hauptkampflinie abgeriegelt oder Vorstöße gemacht.

Aber die Gefechte sind nur die Erfolgsspitzen. Die Eingreifkompanie, die heute hier und morgen dort auftauchen muß, hat keinen Spieß, keinen Rechnungsführer, keine Schreibstube. Daher müssen die Fragen der Verpflegung, des Sprit- und Munitionsbedarfes, die täglichen Meldungen, die Auszeichnungsvorschläge und Fürsorgemaßnahmen für den einzelnen Mann vom Kompanieführer nebenbei erledigt werden. Ohne jeden Papierkrieg regelt er alles im Kopfe auf Grund mündlicher Meldungen und bedient sich nur sehr sparsam seines Schreibers.

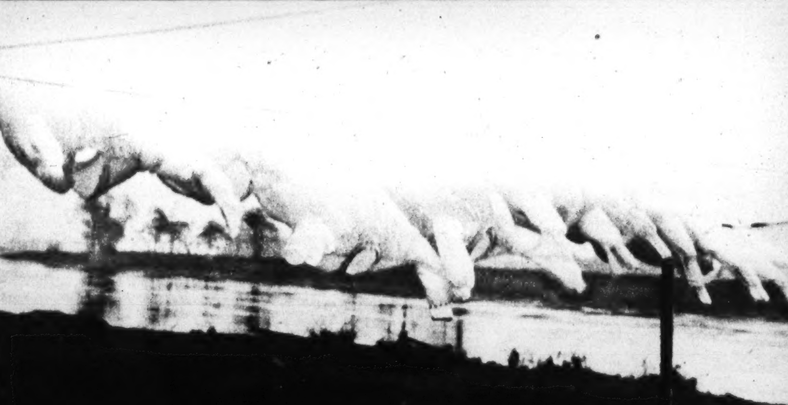
Tollkühnes Draufgängertum liegt unserem Panzerkommandanten fern. Sein ungewöhnlicher Schneid ist mit der notwendigen Vorsicht gekoppelt. Ihn erfüllt stets die große Verantwortung und die Sorge für die Besatzungen und die Fahrzeuge, deren Einsatzbereitschaft erhalten werden muß. Seine Männer wissen das. Wenn sie, die Panzergrenadiere und Besatzungen, von ihrem Kommandanten sprechen, dann tun sie es mit einer Wärme und Anhänglichkeit, die diesen „rauhen Kriegern" sonst völlig fremd ist.

Kriegsberichter Dr. Werner Deiters

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Felde), Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68 Schützenstraße 18-25. Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

Der Wind- der Wind...





Hier lohnt es sich, viel Aufhebens zu machen, meinte der Wind, als er den Mädchen unter die Röcke fuhr.

*

Wenn zwei dasselbe tun, ist es noch lange nicht dasselbe, stellte resigniert der Jüngling fest. Mir würde man gehörig auf die Finger klopfen!

*

Oft kommt die tiefere Einsicht mit Windeseile.

Wenn das die Windsbraut sähe, wie's ihr Bräutigam bei anderen Mädchen treibt!

*

Nein, wenn man mich so sieht! rief das Mädchen und war sich seiner Wirkung bewußt.

*

Im Paradies hat es sicher noch keinen Wind gegeben. Wozu auch?

AUFNAHMEN: LESSMANN, BAVARIA (2), USA BORCHERT, RELANG





